

lichen Antisemitismus“ auf, so wie sie sich aus der Geschichte ergaben und deren letzte bis in die christlichen Reihen hineinreichte und sich in Skepsis und Mißtrauen gegenüber den Neophyten äußerte. Zum gegenwärtigen Verhältnis sagte Thieme, daß dieses nicht als ein Verhältnis der Mission wie gegenüber den Heiden angesehen werden sollte, sondern als ein Verhältnis zum „älteren Bruder“ denn „wer die Ökumene sucht, der wird durch die Schrift entschieden auf Israel verwiesen“. Das Trennende solle zwar nicht bagatellisiert, jedes Anpredigen sollte jedoch vermieden werden, Wichtig, und das sei das Ergebnis der Arbeit der letzten zehn Jahre, sei der Abbau der Mißverständnisse über das Judentum.

Der Vortrag Dr. Ehrlichs über die „Christlich-jüdische Wiederbegegnung, war in seiner Konsequenz nichts weniger als erschütternd. Es wurde in aller Offenheit gesagt, daß es weniger die Verfolgung der Juden im Dritten Reich war, die den Christen die Augen gegenüber dem Wesen des Antisemitismus öffnete, sondern die Einsicht, „daß 2000 Jahre lang ähnliches von der Kirche praktiziert worden war“.

Die Motive waren zwar verschieden – „früher hatte man die Juden erschlagen, weil sie ‚bei der Wurzel blieben‘“ – das Resultat war jedoch das gleiche. Die Zerstörung von Synagogen und der gelbe Fleck wurden immerhin von Christen angeregt. Erst in jüngster Zeit begann eine Neubewertung, als man einzusehen begann, daß eine Ausscheidung des Judentums aus dem Christentum eine fatale Verfälschung zur Folge hätte. Man erkannte endlich, daß der Jude ein Mensch ist – vorher trug das Bild des Juden im Christentum kaum noch menschliche Züge: das ist das schlechthin Neue. Man erkannte, daß in jedem Juden, der in Auschwitz ermordet wurde, auch Christus als Jude getötet wurde.

Ein entscheidender Faktor in den christlich-jüdischen Beziehungen ist auch der Schulunterricht. Katholische Kinder werden vielerorts in dem Eindruck bestärkt oder belassen, als ob die heute lebenden Juden die Nachfahren der „Mörder Christi“ seien. Dieser primitive Geist ist zwar nicht maßgebend für eine ganze Kirche, aber man sollte ihn nicht unterschätzen. Das Verständnis des Judentums sollte nicht akademisch bleiben, sondern bis in jedes Dorf kommen. Man sollte jedem Katecheten ein Buch in die Hand geben, das ihm vernünftig Auskunft über das Judentum gibt. Vom Judentum wiederum muß erwartet werden, daß es das Christentum

als echten Partner des Judentums erkennt und anerkennt. In der Tat gibt es heute kaum einen jüdischen Gelehrten, der sich nicht ernsthaft mit dem Christentum auseinandersetzt.

Zwei weitere Vorträge, ein Lichtbildervortrag über Israel von Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Br., und ein Vortrag über „Die Lage der Juden in der Bundesrepublik, in Israel und in der übrigen Welt“ von Hans Lamm, Düsseldorf, gaben einen knappen Überblick über die gegenwärtige Situation der Juden. Die Diskussion bewegte sich im wesentlichen um die Themen „Religionsunterricht und Antisemitismus“.

Wie schon gesagt, war die Tagung als ein Versuch gedacht, bei dem sich dann auch die ganze Breite und Tragweite der gestellten Fragen erwies. Wie der Leiter der Akademie ausführte, soll diesem durchaus gelungenen Versuch nun die Behandlung einzelner Themen im Rahmen der Arbeit der Akademie folgen.

Es ist in jeder Hinsicht zu begrüßen und wünschenswert, daß hier die Gedanken der christlich-jüdischen Verständigung an den einzelnen Christen herangetragen werden.

Schon auf dieser ersten Tagung erwies es sich, daß das christlich-jüdische Verhältnis ein durchaus vielschichtiges Problem ist. Was als erstes wichtig scheinen mag, das Problem des Antisemitismus, ist – wenn es gelingt, diesen zu überwinden oder doch wenigstens zu bannen – eher nebensächlich. Es wäre überhaupt nicht existent, wenn das Gebot der Nächstenliebe auch nur annähernd so ernst genommen würde wie das Verbot des Stehlens (oder wie ein jüdischer Teilnehmer der Tagung am Rande sagte: „Man sollte sich wenigstens darauf einigen, Menschen wegen ihrer Religion nicht umzubringen.“ Abgesehen nun von diesem elementaren Verhältnis zum Juden erweist es sich aber immer mehr, daß auch das Verhältnis zum Judentum einer angemessenen Klärung bedarf. Das ist – vorerst – eine ausschließlich christliche Frage, obgleich man nicht darauf verzichten sollte, auch die Juden zu befragen. Es geht darum, „sich auf die Wurzel zu besinnen“, sich der jüdischen Wurzel und des daraus wachsenden jüdischen Bestands des Christentums bewußt zu werden. Hieraus ergibt sich dann auch von selber das richtige Verhältnis zum Volk Israel, das zwar im wesentlichen erst in der Endzeit ganz offenbar werden kann, das jedoch heute schon das Verhältnis der Christen zu den Juden bestimmen sollte.

3.d Christen und Juden heute — die christlich-jüdische Wiederbegegnung

Von Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel

Das folgende Königsteiner Korreferat (s. oben!) von Herrn Dr. Ehrlich nimmt Bezug auf den im FREIBURGER RUNDBRIEF (VIII, 3 ff.) abgedruckten und in Königstein ähnlich wiederholten Vortrag von Prof. Dr. Thieme über die christlich-jüdische Wiederbegegnung in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Meine Damen und Herren!

Herr Prof. Thieme hat in seinem so überaus reichhaltigen und im Grunde das ganze Problem der christlich-jüdischen Beziehung umfassenden Referat wohl drei entscheidende historische Zäsuren aufgezeigt. Einmal die neutestamentliche Epoche, in der die Beziehung zwischen der jungen Christengemeinde und den Juden noch, wie wir sagen könnten, völlig „judenbewußt“ war, d. h. man wußte noch, daß man auf gemeinsamem Boden stand. Auch der Samaritaner, der mit mir nicht im Glauben übereinstimmt, ist mein Bruder und kann Gott näher sein als der, welcher in seinem Hochmut glaubt, im Rate der Weisen zu sitzen. Es ist ein schönes Symbol, wenn diese Linie von Jesus und den Samaritanern dann weiter gezogen wird zu den Urchristen und den Juden. Trotz

des zentralen christlichen Ereignisses, nämlich des Wissens um die Messianität Jesu, das Juden von Christen trennt, kann Paulus im Römerbrief 9, 3–5 all das, was die jüdische Religion konstituiert, für seine jüdischen Brüder voll gelten lassen, den Bund (die Brit), die Gesetzgebung und damit meint Paulus, die Thora (die Lehre), den Gottesdienst und die Verheißungen. Und es scheint mir sehr bedeutungsvoll zu sein, daß Paulus, obwohl er doch nun schon den Juden sehr viel zugesteht, noch eines über sie hinzufügt, etwas, das so oft in den Jahrhunderten nach Paulus zwar intellektuell gewußt, in der Tat aber wieder vergessen wurde. Paulus erwähnt hier nicht nur die Väter, denen der Bund gegolten hat, sondern mit den Vätern zusammen nennt er Christus, der doch dem Fleische nach von diesen Vätern abstammt. Paulus betont hier einmal mehr die Einheit Jesu mit der ganzen biblischen Vätertradition, in die eben aber auch nun die Juden eingeschlossen sind. Die Juden zur Zeit Pauli wie die Juden in unseren Tagen. Es schmerzt ihn zwar, daß diese Juden Jesu Zeugnis nicht annehmen können, aber er

wäre selbst nicht der auf der biblischen Tradition stehende Paulus, wenn er nun plötzlich mit einem Axthieb die Verbindung mit der jüdischen Vergangenheit unterbräche. Wenn man Paulus gefragt hätte, wie er im Bilde der natürlichen Verwandtschaftsbeziehung das Verhältnis von Judentum und Christentum bezeichnete, so hätte er wohl das Beispiel der Mutter und der Tochter angeführt. Noch einmal kommt Paulus bekanntlich im 11. Kap. des Römerbriefes 17–24 auf Israel zu sprechen, wenn er Israel mit den natürlichen Zweigen des Ölbaums vergleicht und die aufgepfropften Zweige warnt, nicht hochmütig zu sein und nicht zu vergessen, wer denn eigentlich die Wurzel ist. Paulus überläßt es nicht den Menschen, also nicht seinen Mitchristen, mit Israel in aller Zukunft zu handeln, sondern Paulus verweist auf Gott, der die Macht hat, Israel das zu zeigen, es auf den Weg zu führen, den Gott für dieses, für sein Volk vorbehalten hat. Möchten jene dieses Wort verstehen, die meinen, sie müßten Gottes Aufgabe vollziehen! Genau hier zeigt sich der Hochmut, den Paulus geißelt und der immer dann besonders widerwärtig ist, wenn er in Verbindung mit einer Religion an den Tag tritt. Hier zeigt sich nämlich das, was uns auch Paulus andeutet, wenn er mahnt, statt hochmütig zu sein, mögen die Menschen sich fürchten, und mit dem Wort „sich fürchten“ verweist Paulus auf die „Gottesfurcht“. Wenn also Paulus hier am Beispiel der Juden im Grunde genau das gleiche aufzeigt wie Jesus am Beispiel der Samaritaner, so wurde diese Linie dann im Mittelalter und noch weit hinein in die Neuzeit auf eine fatal unbiblische Weise unterbrochen. Im Unterschied zu den Nationalsozialisten wollten Teile der mittelalterlichen Kirche und die in die Neuzeit hineinwirkende teilweise säkularisierte Tradition dieser Kirche, die durchaus von den Protestanten weitergeführt wurde, nicht den Juden ausrotten, sondern die jüdische Religion, nicht den Menschen vernichten, sondern den Glauben des Juden. Mission und Unterdrückung sind dabei zwei Formen, die zum gleichen Ziele führen sollen: Zur theologischen „Endlösung“ der jüdischen Religion. Wer nicht willig ist, soll durch Gewalt gefügig gemacht werden. Es ist die tiefe Tragik dieser christlich-jüdischen Beziehungen, daß erst der Verruchteste aller Verruchten den Christen die Augen geöffnet hat. Mir scheint, daß es weniger die Verfolgung der Christen im Dritten Reich war, die den Christen gegenüber Israel die Schuppen von den Augen genommen hat, als das Bewußtsein, daß nun hier das, was ein zutiefst heidnischer Mörder am jüdischen Volk getan hat, Christen auf ihre Weise, wenngleich auch aus anderen Motiven, 2000 Jahre lang praktiziert haben. Das Erschreckende dabei war, daß Christen sich dabei auf die Tradition ihrer Kirche beriefen. Das Ergebnis freilich war das gleiche. Was die Kirche den Juden angetan hatte, vollzog nun der Verruchte mit den ihm gegebenen Mitteln der modernen Technik in unvorstellbarem Ausmaß. Früher hatte man die Juden, weil sie sich – neutestamentlich gesprochen – ihrer Wurzel bewußt blieben, weil sie bei den Vätern blieben, weil sie in der Gegenwart Gottes (hebräisch: „Shekina“) bleiben wollten, früher hatte man sie erschlagen, im Rhein versenkt, ausgetrieben, ausgeplündert, sozial entrechtet, ins Ghetto gesperrt, aus dem manche noch entkommen konnten, weil es im Mittelalter weder Gaskammern noch Maschinengewehre gab, aber das Endresultat war im Grunde das gleiche. Die Motive wurden anders formuliert. Und nun in diesem zweiten Weltkrieg und in den sechs Jahren, die ihm vorangingen, sahen plötzlich die Christen, daß sie sich im Laufe von 2000 Jahren in einer fatalen Bundesgenossenschaft befunden hatten. Hatte nicht auch Luther bereits angeregt, man sollte die Synagogen zerstören und die jüdischen Gebetbücher vernichten? Hatte nicht die mittelalterliche Kirche den Juden einen gelben Fleck ans Gewand angeheftet? Nein, es war nicht die gewiß beträchtliche Zahl der Christen, die sich gemeinsam mit den Juden in den Konzentrationslagern befanden; es war die Erkenntnis, daß die Methoden jener braunen Verbrecher nicht neu und 2000 Jahre lang nicht von ungläubigen Barbaren, sondern eben von Christen

an Juden geübt worden waren. Aus diesem Wissen heraus trat nun langsam eine Neubesinnung ein. Eine Neubesinnung, die zwei verschiedene Wurzeln hat. Einmal begann man sich zu erinnern, von wem das Neue Testament stammt, wer der Christus der Kirche und seine Apostel waren und welche geistigen Zusammenhänge sie haben. Man begann sich zu erinnern, daß, klammert man das Judentum aus der Kirche aus, streicht man die Psalmen aus der christlichen Liturgie, eliminiert man die Schriften des Alten Bundes aus der christlichen Theologie, interpretiert man das Neue Testament im Hinblick auf hellenistische Mysterienkulte, nichts, rein gar nichts mehr vom Christentum übrigbleibt als eine ungeheure Verfälschung. Man besann sich darauf, was fleißige jüdische und christliche Gelehrte in Lebensarbeit zusammengetragen hatten, nämlich daß die jüdische Tradition der rabbinischen Quellen mit neutestamentlichem Denken weitgehend verwandt ist, man erkannte plötzlich, obwohl das doch alles nicht neu erforscht worden war, daß auch hier noch die „Wurzel“ vorhanden ist, von der Paulus spricht, eine Wurzel, die gewiß nicht nur im Alten Bunde vorhanden ist, sondern ebenso sehr in den rabbinischen Quellen des Talmud. Diese Feststellung schließt nicht aus, daß der Talmud eine andere Literaturgattung als das Neue Testament darstellt, in welchem ein Extrakt aus gewissen Äußerungen katechesenhaft dargeboten wird. Und schließlich erkannte man ein letztes, und das ist mir hier ebenso wichtig als alle theologischen Fragen. Man erkannte, daß der Jude ein Mensch ist, der ebenso als ein Geschöpf im Ebenbild Gottes geschaffen wurde wie der Christ. Überblickt man die Begegnung zwischen Juden und Christen im Zeitalter, das nach dem Neuen Testament beginnt, bis weit hinein ins neunzehnte Jahrhundert, so trägt das Bild des Juden im christlichen Bewußtsein kaum noch menschliche Züge. Der Jude ist als „der andere“, ein völlig abstrakter Begriff geworden; der „andere“ schlechthin, dessen Bild mit numinösen Zügen erfüllt wird. Er ist ein Individuum, in das man alle nur denkbar negativen Züge hineinprojiziert, so daß er zugleich zum bösen „andern“ gestempelt wird. Auch hier ist angesichts von Auschwitz ein ungeheures Erschrecken durch die Christenheit gegangen. Dieses abstrakte Individuum, dieser andere, erwies sich plötzlich als ein Mensch, der stirbt. Im Leide von Millionen Frauen, Kindern und Greisen verlor nun dieser typisch „andere“, dieses Feindliche, an Gewicht. Hier ist vielleicht dann endlich in bezug auf den Juden das Wissen durchgebrochen, daß auch der Jude im Ebenbild Gottes geschaffen wurde! Diesen Gedanken hatte man in den Judenverfolgungen des christlichen Mittelalters nicht aufkommen lassen. Damals hatte man den Juden getötet, ohne sich bewußt zu sein, daß er ein von Menschen gezeugtes menschliches Wesen ist, auf die gleiche Weise gezeugt wie der Christ, auf der gleichen Erde lebend wie er, den gleichen Tod sterbend wie alle anderen Menschen. Hier nun, in diesem größten Massenmord der Weltgeschichte, entdeckte plötzlich die Christenheit das Humane, das sie der Bibel schon 2000 Jahre vorher hätte entnehmen können, und dem sie geflissentlich, was den Juden anbetrifft, aus dem Weg gegangen war. Das ist das schlechthin Neue in der christlich-jüdischen Beziehung, daß nun auch der jüdische Mensch konkret als ein Mensch in den Blickpunkt tritt. Bisher waren es pseudo-theologische Doktrinen gewesen, den Menschen hatte man nicht gesehen. Dazu kommt ein weiteres. Die Bücher des Alten Testaments hatte man in die Kirche übernommen und die Menschen des Alten Bundes verfolgt. Gewiß spielte dabei auch der Haß des Sohnes auf den Vater eine Rolle. Man wollte sich etwas aneignen, ohne derer zu gedenken, die es einst geschaffen hatten. In unsern Tagen erst besann man sich darauf, daß die Menschen des Alten Bundes die Väter jener sind, die von den Verruchten verfolgt wurden, und man erkannte plötzlich, daß mit diesen Menschen zusammen auch die Heilige Schrift mißachtet wird, die zugleich die Heilige Schrift der Christen ist. Auch hier waren es wieder die Barbaren, die den Christen die Augen geöffnet hatten. Die Heiligen Schriften der Christenheit wurden ge-

meinsam mit den Nachfahren jener, von denen sie stammen, verbrannt. In diesem Geschehen erwuchs nun ein Bild von Menschen, nicht nur von den Menschen des Alten Bundes, die diesen Bund bis auf den heutigen Tag auf ihre eigene Weise bewahren. Aus der Feuerglut der Scheiterhaufen stieg im Bewußtsein der Christen der jüdische Mensch auf. Diese christliche Erkenntnis hat auf eine unnachahmliche Weise ein jüdischer Künstler bildhaft gestaltet. Chagall zeigt uns ein brennendes Dorf, verfolgte ausgetriebene Menschen. Aber über diesen Menschen zeigt er uns Christus am Kreuz, angeht mit den Gebetsriemen der Juden. An dem einen Querbalken seines Kreuzes ist eine Thorarolle befestigt; unter ihr erkennt man einen Engel mit einer Kerze und einem Schofarnhorn. Die Welt steht in Brand und mit den brennenden Menschen zusammen wird Christus verbrannt, Christus der Jude, der an seinem Kreuze die Tora trägt, die Lehre, auf der seine Botschaft an die Menschen beruht, die Wurzel, von der Paulus im Römerbrief spricht. Und Christus schaut auf seine jüdischen Brüder und ist in ihrem Leide bei ihnen. Er zeigt aber zugleich auch der Welt, daß in jedem verfolgten Juden Christus selbst mitverfolgt wird; durch jeden theologischen und untheologischen Judenhasser Christus aufs neue gekreuzigt wird; Christus am Kreuze und die Lehre, die er trägt. Er ist bei seinem Volke, er allein ist sich der alten Tradition bewußt, nicht zufällig ist er mit den Tefillin bekleidet. Und um diese Verbindung zwischen ihm und den Juden noch sinnfälliger zu gestalten, bildet der Künstler einen Mann ab und stellt ihn in die Nähe von Jesus, einen Mann, der eine Leiter trägt, die doch symbolisch die Verbindung zwischen dem Kreuze und den Verfolgten darstellen soll. Sie werden dabei an Genesis 28 erinnert, und auch dem Künstler mag dieses Symbol gegenwärtig gewesen sein. Die Leiter stellt die Verbindung dar zwischen der Erde und dem Himmel, und auch hieran mag Chagall gedacht haben. Es wurde also den Christen in diesem Geschehen von Auschwitz deutlich, daß die Judenhasser mit jedem einzelnen Juden zugleich Jesus verfolgt hatten. Mir scheint, daß vor allem aus einer solchen Erkenntnis sich ein neues Verhältnis zu den Juden herausgebildet hat, wobei nun plötzlich nicht mehr das Trennende in den Vordergrund gestellt wurde, das Trennende was immer da ist, und, was theologisch gesehen, dableiben muß, sondern es wurde die Wurzel betont. Nicht mehr der Hochmut siegt, um wiederum mit Paulus zu sprechen, sondern die Gottesfurcht, die, wie wir im Alten Bunde lesen, so oft mit einem fürchterlichen Schrecken, oder wenn wir es mit einem modernen Modewort sagen wollen, mit einem „existentiellen“ Schrecken verbunden ist. Mir scheint, daß sich hier nun etwas ergibt, freilich aus einem fürchterlichen Anlaß heraus, das in dem Verhältnis zwischen Juden und Christen eine fundamentale Wendung bedeutet, eine Rückkehr gleichsam zu einem biblischen Denken. Juden sind nun nicht mehr die andern schlechthin, sie sind nicht mehr mit Numinosen geladene dunkle Gestalten, sondern sie sind die Träger einer Verheißung, sie sind die Brüder, sie sind die Ebenbilder Gottes, die das gleiche Antlitz tragen wie dieser Eine am Kreuze, der in jedem getöteten Juden mitgetötet wird. Mit dieser Neubestimmung auf das Menschliche ging dann zusammen eine Neubestimmung auf das Theologische, oder vielleicht zunächst genauer gesagt, auf das Religionsgeschichtliche. Man holte die Arbeiten der Forscher aus den Bücherschränken, putzte von ihnen den Staub ab, der sich in den langen Jahren angesetzt hatte, da man diese Bücher nicht gebrauchen wollte, und begann nun wieder zu lesen, daß die jüdische Tradition kein neurotisches Gesetzesdenken widerspiegelt, die Pharisäer keine Heuchler sind, und daß die jüdische, die rabbinische Ethik eng verwandt mit der Bergpredigt ist. Mit der Erkenntnis des Juden als „Menschen“ ging nun zusammen, daß es doch recht unchristlich ist, das Geistesgut einer andern Religion zu diffamieren. Man sah ein, daß es zu vermeiden sei, das biblische, und vor allem das nachbiblische Judentum herabzusetzen, man verstand, daß eine Konfession, die davon lebt eine andere zu diffamieren und dadurch die eigene zu erhöhen, auf

dem Sterbeetat ist. Man erinnerte sich plötzlich wieder an das Wort Pauli von dem Hochmut und von der Gottesfurcht, weil man erkannte, in welcher Gesellschaft man sich befunden hatte, als man, ohne eine blasse Ahnung von den rabbinischen Quellen zu haben, ohne ihre Sprache und ihren Geist zu kennen, diese jüdische Tradition auf den Kehrhaufen geworfen hatte. Es war wahrscheinlich mehr Dummheit als Bosheit, aber die Dummheit ist gefährlicher, Bosheit kann mit einem Individuum aussterben, die Dummheit jedoch wird von einem scheinbar gelehrten Buch in ein anderes abgeschrieben. Was auf diesem Gebiet im neunzehnten Jahrhundert und manchmal auch bis in unsere Tage hinein von sogenannten Gelehrten geleistet wird, wenn es um das rabbinische Judentum geht, könnte Witzblätter füllen, wäre es nicht so traurig, und hätten diese sogenannten Gelehrten nicht den nationalsozialistischen Verbrechern Munition geliefert. (Man schaue sich nur die Autoren – keineswegs selten Neutestamentler – in den Bänden des NS-Institutes zur Erforschung des Judentums an!)

Jeder, der irgendwann einmal ein Talmudzitat aus dem Zusammenhang herausreißt, der irgendwo einmal Talmudzitate in Übersetzung gelesen hat, glaubt schon ein „Talmudgelehrter“ zu sein. Würde jemand ähnlich dokumentierte Bücher über Atomphysik schreiben, wäre er dem Gelächter eines Physikstudenten im ersten Semester preisgegeben. In der neutestamentlichen Wissenschaft gilt als Talmudgelehrter oft derjenige, der mit Mühe den hebräischen Text des Alten Testaments zu entziffern vermag. Hätte Paulus die Werke mancher christlicher Theologen über das Judentum gelesen, so wäre es ihm auch dann Anlaß gewesen zu sagen: „daß ich große Traurigkeit und unablässigen Schmerz in meinem Herzen habe“ (Röm 9, 2). Auch auf diesem Gebiet ist ein Wandel eingetreten. Verfolgt man vor allem den Freiburger Rundbrief oder die neueste wissenschaftliche Literatur, so wird das Bemühen spürbar, durch das ernste Studium der rabbinischen Quellen zu einer Erkenntnis der Wurzel zu kommen, zu lernen, wo das Judentum der urchristlichen Zeit sich in Übereinstimmung mit den Aposteln befindet und wo sie sich trennen müssen. Es ist in diesem Sinne ein fundamentaler Fortschritt, daß immer mehr katholische und protestantische Theologen in Jerusalem an der Hebräischen Universität studieren, um sich das Handwerkszeug zu verschaffen, die Quellen selbst lesen zu können, sich ein eigenes Urteil über das Judentum zu verschaffen, das frei von allen Klischees ist, um auf diese Weise erst in der Lage zu sein, wirklich ein Gespräch, einen Dialog führen zu können. Das ist also nun das Neue: *Nicht mehr Mission, sondern ein Gespräch, in dem jeder das eigene vertritt, ein Dialog, in dem sowohl die Auffassung des Judentums, das muß man den Christen sagen, als aber auch die des Christentums, das muß man vielen Juden sagen, voll zur Geltung kommt, ohne jede Harmonisierung, aber auch ohne jede Diffamierung, von welcher Seite auch immer.* Ein solcher Gesinnungswandel muß natürlich praktische Konsequenzen haben. Er kann nicht bei sehr freundlichen, wohlwollenden und toleranten Deklarationen haltmachen. Denken Sie bitte daran, daß der Papst in den letzten Monaten, gewiß nicht etwa nur aus einem warmherzigen Taktgefühl heraus, judenfeindliche Bemerkungen aus der Liturgie ausgemerzt hat¹. Zweifellos hat dabei sehr entscheidend mitgespielt, wie gefährlich auch ungefährlich erscheinende polemische Spitzen sich auf das Gemüt des einfachen, frommen Gläubigen auswirken können. Hier ist ein Anfang und zugleich ein Ernst gemacht worden mit der Forderung, alles zu unterlassen, was das Verhältnis zu den Juden vergiften könnte, gleichgültig, wann diese Polemik aufgetaucht ist. Sie werden wissen, daß das Gebet am Christkönigsfest erst von Papst Pius XI. stammt. Es ist unbezweifelbar, daß ein Satz wie „die Söhne jenes Volkes, das einmal das auserwählte Volk war“, einen schiefen Eindruck vermitteln muß von dem, was das Judentum auch im katholischen Bewußtsein noch immer ist. Entscheidender aber noch

1 s. o. S. 4 ff.

als Gebetstexte ist die Frage des Religionsunterrichtes. Vielfach bezeugt ist bis in die allerjüngste Zeit hinein, keineswegs nur in Deutschland, und gerade dort nicht mehr, weil es nur noch sehr wenig Judenkindern gibt, daß für die jüdische Jugend die Karfreitagszeit und die Weihnachtstage die schlimmste Zeit in der Schule sind. Katholische Kinder werden durch irreführende Pfarrer und Lehrer in dem Eindruck bestärkt oder zumindestens gelassen, daß die heutigen Juden Nachfahren der Mörder Christi seien. In einer Zeit wie der unsrigen, in der es manchmal scheinen will, als ob das Religiöse nur noch eine relativ kleine Bedeutung hat, wirkt es geradezu grotesk, daß diese jahrhundertealten Vorurteile noch weiter tradiert werden. Immer noch gibt es Pfarrer und Lehrer, welche die Passionsgeschichte so darstellen, als ob alle Juden und die Juden allein und noch die heutigen Juden mit dem Odium des Todes Christi belastet seien. Trotz mancher wichtigen Vorarbeit, ich erinnere hier vor allem an das Werk von Père Démann, *„La catéchèse chrétienne et le peuple de la Bible“*, Cahiers Sioniens, Paris², wird die Passionsgeschichte sowohl im katholischen als im protestantischen Raum keineswegs immer wahrheitsgemäß, sorgfältig und sachlich gelehrt. Es erscheint manchen viel einfacher, ein grelles Schwarz-Weiß-Gemälde zu entwerfen. Sie mögen nun einwenden, daß etwas primitive, wenig subtile und geistig minderbemittelte Geister nicht maßgebend für eine ganze Kirche sein können. Das ist richtig. Man sollte aber doch den Schaden nicht unterschätzen, den gerade solche Lehrer und Pfarrer anrichten, ohne sich dessen bewußt zu sein, ohne daß sie böse Absichten haben. Einen wirklichen Erfolg wird man erst bemerken, wenn sich das Gespräch zwischen Juden und Christen sowie die sachliche Interpretation der religiösen Quellen nicht nur auf Universitäts-, Hochschul- und Akademiesniveau bewegt, sondern bis ins letzte Dorf dringt. Wir können uns nicht verhehlen, daß der gewiß nun keineswegs christlich geartete Judenhaß des Nationalsozialismus bei einfachen gläubigen Menschen auf fruchtbaren Boden fallen konnte, weil ihm der primitiv kirchliche Judenhaß den Weg bereitet hatte. Der Judenhaß, oder wie immer Sie dieses Phänomen nennen wollen, wurde am stärksten in einem nicht adäquaten Religionsunterricht gesät. Es scheint mir daher eine der vordringlichsten Aufgaben zu sein, besonders den nichttheologisch geschulten Katecheten einen sachlichen Leitfaden an die Hand zu geben, der sie befähigt, einen theologisch und historisch korrekten Unterricht zu erteilen, ein Buch, das Auskunft über all die Fragen gibt, die Anlaß zu Mißdeutungen geben könnten und vielleicht auch gerade wegen ihres Wortlauts, sieht man diesen nicht in einem großen Zusammenhange, geben mußten. Ich betone, daß hier am wenigsten Bosheit eine Rolle gespielt hat. Die Interpretation biblischer Texte ist bekanntlich keine einfache Sache, aber man sollte versuchen, sie auch den Laien adäquat zu bieten. Gerade der Freiburger Rundbrief hat auf diesem Gebiet bahnbrechend gewirkt: er ist aber vorläufig noch ein Einzelgänger. Hier müßte Arbeit auf viel breiterer Ebene geleistet werden. Neben der bereits gekennzeichneten Weise, wie man früher mit den Juden umging, gab es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts und zu Beginn des zwanzigsten auch den Versuch einer allumfassenden humanistischen Betrachtungsweise, die gewiß verdienstlich war, aber weder den religiösen Quellen gerecht wurde noch vor allem einer Geschichte, die uns auseinandergeführt hat. Daß aber nun eine Möglichkeit gefunden werden konnte, dieses Menschliche in den Vordergrund treten zu lassen, ohne jedoch das Spezifische des Glaubens zu vernachlässigen, ist das Ergebnis, wenn Sie wollen, das Ereignis der letzten zehn Jahre. Wenn wir auch erst am Anfang stehen, so darf doch gesagt werden, daß die Fortschritte groß sind, zu groß, als daß man jemals denken könnte, diesen Boden des Dialogs wieder zu verlassen. Andererseits ist man sich trotz aller Unterschiede auch bewußt, in einem gleichen Lager zu stehen, wenn man sich heute vergegenwärtigt, wer der große

Gegner jeder Menschenwürde, jedes religiösen Bewußtseins, jedes Glaubens an den einen Gott der Bibel ist. Auch diese gemeinsame Anfechtung durch einen gemeinsamen Gegner trägt heute wiederum mit dazu bei, daß dieser Boden des christlich-jüdischen Dialogs, das Wissen um die gemeinsame Wurzel, nicht mehr verlassen werden kann. Wir würden uns selbst aufgeben, würden wir in die Polemik vergangener Zeiten zurückfallen. Wir würden die Grundlage unserer Religion verraten, würden wir wieder mit diesem hochmütigen Missionsanspruch dem Judentum begegnen, der doch verbunden ist mit dem Anspruch, Alleininhaber des Heils zu sein. Andererseits muß aber natürlich auch vom Judentum erwartet werden, daß es in diesem Dialog erkennt: Das Christentum ist nicht mehr die „böse Tochter“ der Mutterreligion, sondern es will endlich auch durch die Tat beweisen, daß es seiner eigenen Lehre gemäß zu leben vermag, auch was die Juden anbetrifft. In einem Augenblick, in welchem das Christentum nicht mehr als Verfolger oder Helfershelfer der Verfolger auftritt, sondern als ein echter Partner in einem echten Dialog, ja sogar mehr noch, als der wahre Menschenbruder des Juden und damit als der brüderliche Mitmensch, ergibt sich auch hier nun ein tieferes Verständnis, ein Eindringen in die Quellen und ein Wiedererkennen. Ich darf bei dieser Gelegenheit vielleicht daran erinnern, daß es heute keinen einzigen ernst zu nehmenden jüdischen Gelehrten gibt, der sich nicht auf seine Weise bemüht, dem Christentum gerecht zu werden, mit allen Vorbehalten, die er als ein Jude anzubringen hat. Wir sind auch hier nun von der Ebene des Verschweigens, wie es die jüdische Technik in den früheren Jahrhunderten gewesen war, nicht nur in das Stadium der Kenntnisnahme, sondern in das Stadium einer echten Auseinandersetzung eingetreten. Diese hätte schon längst vorher stattfinden können, wenn äußere Ereignisse und innere Besinnung es erlaubt hätten. Vom jüdischen Boden aus steht dem nichts im Wege. Schon die rabbinische Tradition suchte durch die Anwendung der noachidischen Gebote alle Nicht-Juden, also auch die Christen, in den großen Heilsplan eines göttlichen Königtums einzuordnen. Da die Christen, wenn sie wirklich Christen sind, diesen noachidischen Geboten nicht zuwider leben, haben sie, nach rabbinischer Auffassung, Anteil an diesem Königtum. Die gesamte Menschheit wird so zum Partner des Judentums. In dem Rückgriff auf Noah und nicht auf Abraham als Begründer Israels, wird hier eine umfassende Heilslehre aufgestellt, weil man dadurch andeuten wollte, sie wäre älter als Israel. Die Bezugnahme auf die noachidischen Gebote ermöglichte eine Vermeidung der Teilung der Welt in zwei Teile: Israel und Nichtjuden, wie wir es in den Schriften der Gemeinde vom Toten Meer finden. Eine Religion wie die jüdische, der im Unterschied zu sektiererischen Strömungen, die Vernichtung des andern abscheulich sein mußte, und die eben, um diese Vernichtung vermeiden zu können, den entscheidenden Begriff der Umkehr geschaffen hat, mußte auch die andern, die nun nicht zu Israel gehören, in Gottes Heilsplan einbeziehen. Wie konnte man sonst mit Anstand den Missionsanspruch des Christentums abweisen? Dieses Bild von den Nichtjuden wird in einem späteren rabbinischen Midrasch folgendermaßen gezeichnet: Die Gerechten sitzen im Paradiese und hören auf Gottes Auslegung der Thora. Am Ende rezitieren sie das Kaddischgebet: „Möge sein großer Name gesegnet und geheiligt werden in alle Ewigkeit.“ Darauf sprechen die Bösen: Amen. Da wendet sich Gott an die dienenden Engel und fragt sie: „Wer sind diese, die aus der Hölle heraus „Amen“ schreien? Man antwortet ihm: Es sind die Abgefallenen und Sünder, die trotz ihrer furchtbaren Qualen sich doch nicht enthalten können, einzustimmen in den Segensspruch deiner Heiligkeit. Da sagt Gott zu den Engeln, nehmt sie hinweg und bringt sie heraus aus ihrer Verdammnis. Es heißt, in dieser Stunde wird Gott selbst die Pforten des Paradieses öffnen und wird die einstigen Sünder hinausführen zu den Gesegneten, wie es bei Jesaja 26, 2 heißt: „Tut auf die Tore, daß eintrete das gerechte Volk, das Treue bewährt.“ In diesem Midrasch ist nun nicht mehr von

² Vgl. Freiburger Rundbrief V/17/18, 12.

den Juden die Rede, sondern von den Treuen. Es ist ein Charakteristikum der jüdischen Religion, daß sie den Begriff des Glaubens und auch den Begriff der Religion überhaupt nicht kennt. Das, was man gelegentlich mit „Glauben“ zu übersetzen pflegt, bedeutet eigentlich Treue. Und diese Treue ist nicht nur Israel allein vorgeschrieben: „Daß eintrete ein bewährter Stamm, der Treue hält“, Treue seinem Gott, Treue seiner Tradition, die der Mensch zu bewahren hat. Diese Auffassung wurde dann im Mittelalter weiter entwickelt, bemerkenswerterweise auch trotz der Verfolgung der Juden. Rabbi Isaak der Tosaphist, Rabenu Tam und schließlich um 1306 Rabbi Menachem Ha Meiri unterscheiden klar zwischen Muslimen und Christen auf der einen Seite, den Heiden auf der andern. Die Muslims und die Christen erhalten die Bezeichnung „Völker, die durch ihre Religion erzogen werden“. Auf diese Weise konnten die Rabbiner an die Theorie von der naachidischen Religion anknüpfen und fanden einen gemeinsamen theologischen Boden mit den Christen. In unsern Tagen haben wir nicht nur den Versuch unternommen, sondern sind schon ein gut Stück Wegs zusammengegangen, um ein festes Fundament zu legen, auf dem wir beide, Juden und Christen, gemeinsam stehen können. Ich darf in diesem Zusammenhang das Wort eines großen Freundes des jüdischen

Volkes zitieren, der als ein treues Glied der katholischen Kirche vor einigen Jahren in Südfrankreich gestorben ist. Aimé Pallière sagte: „Es war die Religion, die Juden und Christen getrennt hat, es ist die Religion, die sie wieder beide zusammenbringen muß.“ Pallière sprach nicht von der Theologie, er sprach von der Religion. Die Theologie kann uns nicht zusammenbringen, aber die Religion vermag es vielleicht, denn Religion ist mehr als Theologie: es ist der ständige Versuch, mit Gottes Liebe zu wetteifern. Intoleranz bedeutet wetteifern mit Gottes Gericht, mit seinem Urteil und seinem Rechtsspruch. Welcher Mensch wäre dazu befähigt, wenngleich Menschen sich nur allzu oft angemacht haben, auf Gottes Richterstuhl zu sitzen. Das volle Geltenlassen des andern aber kommt allein aus dem Prinzip der Liebe Gottes, die wir alle immer aufs neue zu verpersönlichen haben, d. h. täglich neu bewähren müssen. In einem alten Midrasch heißt es: „Sei doch wie Gott, so wie er gnädig und barmherzig ist, sei auch du gnädig und barmherzig.“ In dem gleichen Geist fordert ein anderes rabbinisches Wort: „So wie Ich heilig bin, sollt auch ihr heilig sein.“ Jeder von uns in seiner eigenen Religion hat die Möglichkeit und die Pflicht zugleich, zu seinem Teile mitzuarbeiten, damit ein Abglanz von Gottes Liebe unsere Welt erwärme.

4. Das ostjüdische „Städtel“

Von David Kohan

Aus einem Buchmanuskript über die jiddische Literatur bringen wir die Kennzeichnung der jüdischen Gemeinde in Ostmitteleuropa.

Um zu begreifen, wie sich das kulturelle Leben der Juden in Osteuropa entwickelt hat, ist es notwendig, wenigstens eine flüchtige Kenntnis von der Lebensweise zu geben, die dort entstanden ist. Eine größere Ansiedlung der Juden im osteuropäischen Raum hat im 14. Jahrhundert begonnen. Sie erfolgte – wie wir bereits wissen – intensiver nach den Judenverfolgungen in den deutschen Gebieten. Die ersten jüdischen Einwanderer aus Deutschland, die das polnisch-litauische Reich betraten, litten dort unter keinerlei Beschränkungen. Sie konnten sich mit Ackerbau und Handel beschäftigen und alle handwerklichen Berufe ausüben. Diese Freiheit dauerte aber nicht lange, denn nach der Chmelnitzki-Revolution, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, bei der viele Juden ums Leben kamen, folgte eine ganze Reihe von Beschränkungen, die das jüdische Leben beeinträchtigten. Unter anderem wurde ihnen, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, verboten, sich auf dem Lande anzusiedeln und sich mit Landwirtschaft zu beschäftigen. Von nun ab konzentrierte sich die jüdische Bevölkerung in den Kleinstädten der Ukraine, Polens und Litauens, wo sie manchmal 80–90 % der Gesamtbevölkerung ausmachten. Die soziale Struktur der jüdischen Kleinstadt blieb durch mehrere Jahrhunderte unverändert. Ein Teil der Juden arbeitete als Handwerker in allen möglichen Berufen, der zweite und weitaus größere Teil beschäftigte sich mit dem Handel. Dieser Handel hatte aber keine gesunde ökonomische Grundlage. Abgesehen von wenigen Kaufleuten, die große Warenmengen im Lande selbst oder mit dem Auslande tauschten, sind alle anderen in der Kleinstadt mit dem Einzelhandel beschäftigt, wobei es aber oft mehr Händler als Käufer gibt. Diese ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse schufen den Typ des jüdischen „Luftmenschen“, der später in der Literatur einen bedeutenden Platz einnahm. Es sind tatsächlich Menschen, die von „Luft“ leben, ohne jede reale Existenz. Den ganzen Tag gingen sie im Städtchen herum, in der Hoffnung, eine Kleinigkeit bei einem flüchtigen Geschäft zu verdienen. Diese Verdienstquellen waren ganz zu-

fällig und verschieden. Einmal war es ein Gutzbesitzer, der vom Lande kam, um einige Einkäufe zu erledigen, bei denen der Luftmensch die Rolle des Kommissionärs spielte. Dann war es ein Bauer, der einen Wagen mit Holz oder Getreide zum Verkauf gebracht hat. Der Luftmensch kaufte die Waren, um sie mit einem kleinen Aufschlag wieder weiterzuverkaufen. Außer den beiden Gruppen der Handwerker und Händler gab es noch eine dritte, die im jüdischen Leben eine bedeutende Rolle spielte. Es waren die Angehörigen des Klerus, d. h. insbesondere der Rabbiner, der die Gesamtautorität in der Kleinstadt besaß.

Längere Zeit hindurch wurde die gesamte Macht und Selbstverwaltung von den Juden selbst wahrgenommen. Die staatlichen Beamten und die ortsansässigen Grundbesitzer erhielten ihre Steuern pauschal von der jüdischen Stadtgemeinde und überließen es den Juden, alle internen Angelegenheiten selbst dabei zu regeln. Diese Regelung besorgte eine Verwaltung, die vornehmlich aus den vermögenden und angeseheneren Juden der Stadt und dem Klerus gewählt wurde. Die Macht dieser Verwaltung (sie wurde „Kahal“ genannt), wirkte in mancher Hinsicht unbeschränkt. Ihren Beschlüssen mußten sich alle Juden der Gemeinde fügen. Für ernstliche Verweigerung drohte die höchste Strafe, die in der Verhängung des „Cherem“ (Bann) bestand. Dieser Bann kam beinahe einer physischen Vernichtung nahe, denn abgesehen von der religiösen Bedeutung des Bannes verlor der Bestrafte auch den weltlichen Kontakt mit seinen Glaubensgenossen. Er wurde von ihnen boykottiert, nicht nur in der Stadt, in der er wohnte, sondern auch in jeder anderen jüdischen Gemeinde; denn die Nachricht von einer solchen Strafe verbreitete sich sofort im ganzen jüdischen Gebiet. Im allgemeinen aber kam es zu diesen Fällen sehr selten, da die Angst vor dem Bann und die Autorität der Selbstverwaltung so groß waren, daß es niemand wagte, ernsthaft zu trotzen. Eine Beschränkung ihrer Macht erfuhr die Selbstverwaltung der Stadt lediglich in den grundsätzlichen Fragen des religiösen und weltlichen Lebens. Diese Fragen wurden durch die